

## „Schau auf zum Himmel und zähle die Sterne“

Predigt über Gen 15,1-6 – Universitätsgottesdienst Marburg, 29.10.2017

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

wenn wir in mondloser Nacht den Lichtschein über den dicht besiedelten Gegenden des Landes hinter uns lassen, wenn wir dahin gehen, wo es wirklich dunkel ist, und den Blick nach oben wenden, dann sehen wir sie: Abertausende von Sternen, die aus dem nachtblauen Himmel hervorleuchten, manche hell strahlend und scheinbar groß, manche als kaum sichtbare Lichtpunkte. Viele stehen eher für sich, andere sind zu kleinen oder großen Haufen zusammengeballt. Unüberschaubar öffnet sich der Raum, in dem sie ihren Ort haben: näher oder ferner dem blauen Planeten Erde. Ob sie wirklich noch leuchten oder ob das Licht, das unsere Netzhaut nach langer Zeit erreicht, nicht schon erloschen ist, wissen wir als arglose Betrachter des Nachthimmels nicht. Wir schauen, wir staunen, wir halten vielleicht Ausschau nach einer Sternschnuppe, um ihr in ihrem Fall einen Wunsch anzuvertrauen ...

So – wir haben es gehört – hat auch Abram unter dem dunklen Himmelszelt gestanden, nachdem das Wort Gottes ihn nach draußen geführt hatte: „Blicke auf zum Himmel und zähle die Sterne, wenn du sie zählen kannst.“ Die Schau der dunklen Weite mit den zahllosen Lichtern hat Abram wohl ähnlich stumm gemacht wie viele Menschen von heute, die in solchen Momenten von einer Ahnung der Ewigkeit erfasst werden. Und vielleicht war auch für ihn dieser Blick nicht nur ergreifend, sondern hatte ebenso etwas Einschüchterndes. Denn wie klein ist der Mensch gegenüber der Unergründlichkeit eines klaren Nachthimmels!

Freilich war das Bild des Himmels, in den Abram hineinschaute, im wahrsten Sinne des Wortes begrenzt. Jedenfalls findet sich in der Schöpfungsgeschichte die Vorstellung von der „Feste“ des Himmels, die sich über der Erdscheibe wölbt und die Chaoswasser, die von allen Seiten andrängen, abhält. An diese „Feste“ setzt Gott die Himmelslichter: Sonne und Mond, dazu die Sterne. Damit ist die Welt grundlegend geordnet und für Pflanzen, Tiere und Menschen ein mehr oder weniger sicherer Lebensraum geschaffen: „So lange die Erde steht“, heißt es dann am Ende der Sintfluterzählung, sollen nicht aufhören [...] Tag und Nacht.

In den Augen Abrams, so können wir uns vielleicht vorstellen, war der Blick in die Sterne nicht zuletzt der Blick in eine gute Ordnung Gottes. Manche – vor allem mittelalterliche – Kirchen spiegeln diese Vorstellung wider: Ihre Deckengewölbe sind mit Sternen ausgemalt, die verheißungsvoll über denen stehen, die ihren Blick nach oben wenden. Das Haus Gottes hat damit auch etwas wie eine „Feste“ oder ein Firmament, eine stabile Decke, die schützt und zugleich durchlässig ist für das göttliche Licht und sein Versprechen.

Freilich – das ist im Nebeneinander der Textlesungen eben schon deutlich geworden<sup>1</sup> – hat sich das Bild des Himmels durch die Erkenntnisse der Astronomie völlig verändert. Aus der Feste ist ein unergründlicher, sich immer noch weiter öffnender Weltraum geworden. Die

---

<sup>1</sup> Gelesen wurde außer dem Predigttext der Beginn des § 125 aus Friedrich Nietzsche, Fröhliche Wissenschaft: Der tolle Mensch.

Erde hat sich vom Mittelpunkt der Welt in einen mit besonderen Bedingungen ausgestatteten, kleinen Planeten verwandelt, in einen Spielball von Kräften, die wir nur ansatzweise verstehen. Und die Menschen darauf sind winzige Gestalten im Kosmos, von der Kälte und Finsternis des Weltalls nur getrennt durch die verletzbaren Schichten der Atmosphäre, ihre Lebenszeit ein Wimpernschlag in einem kosmischen Prozess unvorstellbaren Ausmaßes.

Manchmal spürt man beides, wenn man unter dem Sternenhimmel steht. Er hat etwas von einem Vexierbild, das – je nach Perspektive – umschlägt und eine andere Gestalt annimmt: Mal sehen wir die atemberaubende Schönheit und die unendliche Vielfalt des Raumes der Schöpfung, ein Sinnbild auch der ungeahnten Möglichkeiten, die das Leben bereithält und verspricht. Und dann kippt das Bild, und die Gleichgültigkeit und Kälte des Alls weht einen an. Wer bin ich kleiner Mensch? Was ist die Erde in diesem Universum?

In der unterschiedlichen Wahrnehmung des Nachthimmels zeigt sich uns etwas, was auch in unseren Alltagserfahrungen wiederkehrt:

Wir springen am Morgen aus dem Bett, und die Welt kommt uns freundlich entgegen – und wir ihr. Wir sind im selbstverständlichen Gespräch und im Austausch mit den Menschen und Dingen. Was anzupacken ist, gelingt – wenigstens einigermaßen. Das Leben lebt sich leicht und ohne allzu viele Fragen. Dass andere einen brauchen und mögen, zeigt sich unbezweifelbar. Und es liegt nahe, zu staunen, dass man lebt, und dankbar zu sein dafür, wie gut man lebt.

Manchmal aber ist es gerade umgekehrt: Eigentlich möchte man lieber im Bett bleiben, statt in einen kalten und dunklen Morgen hinein aufzustehen. Die Welt bleibt stumm und wir wollen von anderen nichts wissen bzw. sind uns dessen sicher, dass sich sowieso kein Mensch für uns interessiert. Schon beim Frühstück zerspringt der geliebte Kaffeebecher auf den Fliesen. Was soll ich auf dieser Erde? so mag man sich dann fragen, macht es überhaupt einen Unterschied, ob es mich gibt oder nicht?

Ähnlich trübe mag es Abram zumute sein, als die Stimme Gottes ihn erreicht und ihm Gutes verspricht. „Was soll mir schon Gutes geschehen?“ so fragt er. Was ihm in früheren Zeiten versprochen war und worauf er gehofft hat, das ist nicht eingetreten. Nach wie vor ist er kinderlos. Offenkundig endet seine lange Wanderung in das verheißene Land in einer Sackgasse. Da ist nichts in Sicht, woran er sich halten könnte. Er schaut auf sein Leben und denkt: Vergebens. Da wird nichts mehr draus.

„... incurvatus in se ipsum“ – eingekrümmt in sich selbst. Dieses Bild Martin Luthers, dessen wir ja gerade in diesen Tagen – und sicher nicht zum letzten Mal – kräftig gedenken, fängt unübertrefflich eine Stimmung ein, in der das Vertrauen in die Zukunft gänzlich geschwunden ist, der Mensch sich alleingelassen fühlt und abgeschnitten von jeglichem Sinn. Aus vielen Lebenslagen kann so eine Enge entstehen: Etwas ist schiefgelaufen. Eine Liebe ist gescheitert. Eine Bemerkung oder eine Tat waren kränkend. Angst erwacht, nicht die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Krankheit meldet sich. Man erfährt Missachtung... Es gibt so viele Ursachen dafür, den Mut zu verlieren, mehr oder weniger schwerwiegende – und manchmal steht die Intensität der persönlichen Reaktion gar nicht in angemessenem

Verhältnis zum Anlass. Der Horizont wird eng. Der Blick geht zu Boden. Die Gedanken kreisen...

„Schau auf zum Himmel und zähle die Sterne“ – dieser Anruf zieht den Blick Abrams nach oben, in den weiten Bogen des Firmamentes und seiner Lichter, weg von sich selbst und hinein ins Offene. „So werden deine Nachkommen sein“ verheißt ihm Gott. So viel Zukunft ist dir und den Deinen versprochen. „Und Abram glaubte dem Herrn“. Er lässt sich herausziehen aus der Aussichtslosigkeit ins Lebensvertrauen hinein, in den Mut zum nächsten Schritt; denn da kommt ja noch viel, möglicherweise, da ist – bis zum Schluss – immer noch etwas Unabgeholtenes im Leben, das uns anzieht und das uns hinter sich her ziehen will in die Weite und das Licht der Ewigkeit.

In einem Gedicht von Matthias Claudius heißt es:

Ich sehe oft um Mitternacht,  
    Wenn ich mein Werk getan  
Und niemand mehr im Hause wacht,  
    Die Stern am Himmel an.

Dann saget, unterm Himmelszelt,  
    Mein Herz mir in der Brust:  
„Es gibt was Bessers in der Welt  
    Als all ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf mich auf mein Lager hin,  
    Und liege lange wach,  
Und suche es in meinem Sinn:  
    Und sehne mich darnach.<sup>2</sup>

Zweifellos: Es kann einen schaudern angesichts der Weite des Alls wie angesichts der Offenheit unserer Zukunft, unserer persönlichen, aber auch der Zukunft der Erde. Wie sollten wir diesen Schrecken *nicht* immer wieder spüren? Aber es bleibt uns doch die Freiheit, die andere Seite des Bildes in uns stark zu machen: die Schönheit, das Verheißungsvolle, die Hoffnung und das Licht der vielen Sterne, die uns zum Zeichen werden können dafür, dass es „was Bessers in der Welt“ gibt, als uns unmittelbar zugänglich ist. Dass es nicht gleichgültig ist, ob wir leben, sondern unser Grund und Sinn ein Ja Gottes ist – so, wie viele von uns als Kinder gesungen haben: „...kennt auch dich, und hat dich lieb“.

Beim jüdischen Laubhüttenfest, soll die Sukkah, die Hütte, die den provisorischen Unterkünften des Volkes Israel auf seiner langen Wüstenwanderung nachgebaut wird, mit einem leichten Dach versehen werden: dicht genug, um Schatten vor der stechenden Sonne zu gewähren. Aber auch löchrig genug, dass die Sterne hindurchschauen können.

So sind auch wir unterwegs: notdürftig geschützt. Aber wenn wir den Blick heben, haben wir den Durchblick auf die Sterne und ihre Verheißung – besonders auf den *einen* Stern, Christus, den Morgenstern, das Licht vom Licht. Darüber aber ausführlicher zu reden, muss einem

---

<sup>2</sup> Die Sternseherin Lise, in: Matthias Claudius: Sämtliche Werke, Düsseldorf und Zürich <sup>8</sup>1996, 595f (Auszüge).

anderen Mal vorbehalten bleiben. Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft und Kraft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.